



SALLY GREEN

KINGDOMS
OF
SMOKE

DIE VERSCHWÖRUNG VON BRIGANT

dtv

Sally Green
Kingdoms of Smoke
Die Verschwörung von Brigant

Sally Green

KINGDOMS OF SMOKE

DIE VERSCHWÖRUNG VON BRIGANT

Roman

Aus dem Englischen
von Alexandra Ernst

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe
2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Text copyright © Half Bad Books Ltd, 2018
Titel der englischen Originalausgabe: ›The Smoke Thieves‹,
2018 erschienen bei Penguin Books, einem Imprint von
Penguin Random House Children's, London
The author has asserted her moral rights. All rights reserved.
This translation published by arrangement with Penguin Books,
an imprint of Penguin Random House Children's, London.
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Carolin Liepins
© der Landkarte und Kapitelillustrationen: Carolin Liepins, 2019
Gesetzt aus der Minion 10,7/14
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · isbn 978-3-423-76263-2

Für Indy

Es ist unter Strafe verboten, den Rauch von Dämonen zu verkaufen und zu kaufen oder ihn sich auf andere Weise zu beschaffen, ihn zu inhalieren und zu schlucken und in irgendeiner Form oder zu irgendeinem Zweck zu nutzen.

Gesetz von Pitoria, V. I, K. 43.1



Catherine

BRIGANE,
BRIGANT

Es gibt auf dieser Welt kein größeres Übel als einen Verräter. Alle Verräter müssen ausfindig gemacht, bloßgestellt und bestraft werden.

Die Gesetze und Verordnungen von Brigant

»Prinz Boris hat einen Soldaten geschickt, der uns begleiten soll, Euer Hoheit.« Jane, die neue Zofe, wirkte verschreckt.

»Keine Angst. Du musst nicht hinsehen.« Prinzessin Catherine glättete ihren Rock und atmete tief durch. Sie war bereit.

Sie brachen auf: der Leibgardist voraus, Catherine in der Mitte und Jane am Schluss. Die Korridore im Flügel der Königin waren still und leer, selbst die schweren Schritte des Soldaten wurden durch die dicken Teppiche gedämpft. Doch den großen Saal des Schlosses zu betreten, war, wie in eine andere Welt zu wechseln: eine Welt voller Männer, Farben und Lärm. Catherine kam so selten hierher, dass sie alles auf einmal aufnehmen wollte. Die Lords trugen Brustpanzer, hatten Schwerter und Dolche im Gürtel stecken, als ob sie sich nur bis an die Zähne bewaffnet an den Hof wagten.

Zahlreiche Dienstboten standen herum, und alle Anwesenden schienen zu reden, sich umzuschauen, zu bewegen. Frauen waren nicht zugegen. Catherine erkannte niemanden, doch die Männer erkannten sie und machten ihr den Weg frei. Sie vorbeugte sich, als sie vorbeiging, und der Lärm verebbte für einen Augenblick. Hinter ihr schwoll er wieder an.

Und dann stand sie vor einer weiteren Tür, welche der Soldat für sie öffnete. »Prinz Boris bittet Euch, hier auf ihn zu warten, Euer Hoheit.«

Catherine betrat das Vorzimmer und bedeutete Jane mit einer Handbewegung, an der Tür stehen zu bleiben, die sich schon wieder schloss.

Alles war still, aber Catherine konnte ihren eigenen schnellen Herzschlag hören. Wieder atmete sie tief ein und aus.

Bleib ruhig, sagte sie sich. Sei würdevoll. Benimm dich wie eine Prinzessin.

Sie straffte die Schultern und holte noch einmal tief Luft. Dann ging sie langsam zum anderen Ende des Raums.

Es wird hässlich werden. Und blutig. Aber ich werde es ertragen. Ich werde nicht in Ohnmacht fallen. Und ich werde ganz sicher nicht schreien.

Und wieder zurück.

Ich werde Selbstbeherrschung zeigen. Keinerlei Gefühl. Wenn es wirklich schlimm wird, werde ich an etwas anderes denken. Aber an was? An etwas Schönes? Das kommt mir irgendwie falsch vor.

Und wieder zurück.

Woran soll man denken, wenn man zuschaut, wie jemandem der Kopf abgeschlagen wird? Und nicht nur irgendjemandem, sondern Amb...

Catherine drehte sich um und da stand Noyes. Wie aus dem Nichts war er in der Ecke des Raums aufgetaucht und lehnte an der Wand.

Catherine begegnete Noyes nur selten und jedes Mal musste sie einen Schauer unterdrücken. Er war schlank und athletisch, etwa so alt wie ihr Vater. Heute war er elegant gekleidet, in Leder und Schnallen, das schulterlange, fast völlig weiße Haar aus dem kantigen Gesicht nach hinten gebunden, zu feinen Zöpfen geflochten und in einem einfachen Knoten zusammengefasst. Aber trotz seiner gepflegten Erscheinung hatte er etwas unaussprechlich Unangenehmes an sich. Vielleicht lag es nur an seinem Ruf. Es war seine Pflicht als oberster Inquisitor, Verräter aufzuspüren und dingfest zu machen. Er brachte seine Gefangenen nicht selbst um, oder jedenfalls nur äußerst selten, das war die Aufgabe seiner Folterknechte und Henker. In den sieben Jahren, die seit dem Krieg mit Calidor vergangen waren, waren Noyes und seine Schergen wohlhabend geworden, anders als die meisten anderen Geschäftsleute in Brigant. Alle erzitterten unter seinem scharfen Blick, ob Stallknecht oder Lord, Zofe oder Herrin. Sogar die Prinzessin.

Noyes stieß sich mit der Schulter von der Wand ab, trat gemächlich einen Schritt auf sie zu und verbeugte sich langsam. »Guten Morgen, Euer Hoheit«, sagte er. »Ist das nicht ein wunderschöner Tag?«

»Für Euch ganz gewiss.«

Er lächelte sein halbes Lächeln und beobachtete sie schweigend.

Catherine fragte: »Wartet Ihr auf Boris?«

»Ich warte nur, Euer Hoheit.«

Stumm standen sie da. Catherine schaute zu den hohen Fenstern und dem blauen Himmel dahinter. Noyes Augen ruhten auf ihr, und sie fühlte sich wie ein Schaf auf dem Markt ... nein, eher wie ein hässlicher Käfer, der seinen Weg kreuzte. Sie verspürte das Verlangen ihn anzuschreien, er solle ihr Respekt erweisen.

Abrupt wandte sie sich von ihm ab. *Bleib ruhig. Bleib ruhig.* Sie konnte ihre Gefühle gut verbergen, immerhin hatte sie sechzehn Jahre lang Erfahrung darin sammeln können. Aber in jüngster Zeit

fiel es ihr zunehmend schwerer. In jüngster Zeit drohten ihre Gefühle, ihre Selbstbeherrschung zu sprengen.

»Ah, da bist du ja, Schwester«, tönte Boris, als er mit Prinz Harold im Schlepptau durch die Tür stolziert kam. Ausnahmsweise war Catherine erleichtert, ihre Brüder zu sehen. Sie knickte. Boris ging mit großen Schritten durch den Raum, ignorierte Noyes und verbeugte sich nicht einmal vor Catherine. Ohne anzuhalten sagte er: »Deine Zofe bleibt hier. Du kommst mit mir.« Er stieß die doppelflügelige Tür zum Innenhof des Schlosses auf und sagte: »Mach schon, Prinzessin. Nicht trödeln.«

Catherine eilte hinter Boris her. Die Flügel der Tür begannen bereits sich vor ihr wieder zu schließen. Sie stieß sie auf und sah erleichtert, dass Boris stehen geblieben war; das Schafott versperrte ihnen fast den Weg. Es war so hoch wie die Mauer um den Rosengarten.

Boris stieß ein schnaubendes Lachen aus. »Vater hat verlangt, dass alle das Spektakel ungehindert beobachten können, aber man könnte fast glauben, dass sie einen ganzen Hektar Wald für dieses Ding abgeholzt haben.«

»Also, ich weiß wirklich nicht, warum sie das sehen soll. So was ist nichts für Mädchen«, sagte Harold, die Hände in die Hüften gestemmt, die Beine leicht gespreizt. So starrte er Catherine an.

»Und doch erlaubt man Kindern daran teilzunehmen«, erwiderte Catherine und imitierte seine Haltung.

»Ich bin vierzehn, Schwester.«

Catherine ging an ihm vorbei und flüsterte: »In zwei Monaten, kleiner Bruder. Aber ich werde es niemandem verraten.«

Harold grummelte: »Nicht mehr lange, dann bin ich größer als du.« Dann schob er sich an ihr vorbei und stapfte hinter Boris her. Verglichen mit Boris' muskulösem und breitem Körper sah er klein und schmal aus. Sie waren eindeutig Brüder, ihre Haare hatten genau denselben rotblonden Ton. Allerdings waren Harolds kunstvol-

ler geflochten, sogar kunstvoller als ihre eigenen, und Catherine vermutete, dass er seinen Kammerdiener beauftragt hatte, besonders viel Sorgfalt auf seine Frisur zu verwenden.

Harolds Ansicht über die Schicklichkeit von Catherines Anwesenheit spielte genauso wenig eine Rolle wie Catherines Meinung zu dieser Sache. Ihr Vater hatte ihr befohlen, bei der Hinrichtung zugegen zu sein, auf Anraten von Noyes. Catherine musste sich ihnen beweisen. Sie musste ihre Stärke und ihre Loyalität beweisen und – wichtiger noch – sie musste deutlich machen, dass sie keine Verräterin war, weder im Herzen noch im Geiste und schon gar nicht in ihrem Tun.

Boris umrundete bereits das Schafott. Catherine beeilte sich zu ihm aufzuschließen und hob ihren langen Rock, um nicht über den Saum zu stolpern. Obwohl sie die Zuschauer nicht sehen konnte, vernahm sie das dumpfe Dröhnen der Stimmen. Es war merkwürdig, wie man eine Menschenmenge und ihre Stimmung spüren konnte. Die Männer im großen Saal waren oberflächlich betrachtet höflich gewesen, doch wohnte ihnen eine kaum verhohlene Lust inne. Eine Lust nach Macht, nach ... allem. Hier hatten sich viele Leute versammelt und alle waren überraschend gut gelaunt. Ein paar riefen »Boris!«, doch die Schreie verstummten schnell wieder. Dieser Tag gehörte nicht Boris.

Boris drehte sich um und starrte Catherine an, die zu ihm trat. »Willst du dem Pöbel deine Beine zeigen, Schwester?«

Catherine ließ den Rock fallen und strich ihn glatt. In empörtem Tonfall sagte sie: »Das Pflaster ist schmutzig. Wenn ich nicht aufpasse, wird die Seide ruiniert.«

»Besser die Seide als dein Ruf.« Boris hielt Catherines Blick fest. »Mir liegt nur dein Wohl am Herzen, Schwester.« Er machte eine Handbewegung nach links, wo die erhöhte Plattform mit dem roten Teppich stand und sagte: »Wir sitzen dort.«

Als ob Catherine nicht selbst darauf gekommen wäre.

Boris ging ihr voraus die drei Stufen nach oben. Die königliche Loge war einfach gehalten, mit einer einzelnen Reihe aus breiten, geschnitzten Holzstühlen, die Catherine aus dem Versammlungssaal kannte. Ein dickes rotes Seil war locker zwischen kurzen rot-schwarzen Pfosten gespannt, welche die Plattform einfassten. Die Menge befand sich dahinter, und auch sie wurde von Seilen zurückgehalten, diesmal von kräftigen, groben Tauen, und einer Reihe Soldaten – vermutlich ebenfalls kräftig und grob, in der rot-schwarz-goldenen Uniform der königlichen Wache.

Boris deutete auf den Sitz ganz am Rand der Plattform. »Für dich, Schwester.« Er selbst setzte sich auf den breiten Stuhl neben ihr und spreizte die Beine, sodass ein muskulöser Schenkel über Catherines Sitz lag. Sie setzte sich und richtete ihren Rock, damit er nicht verknittert wurde. Die blassrosa Seide fiel über Boris' Knie. Er nahm sein Bein weg.

Harold blieb auf der anderen Seite seines großen Bruders stehen. »Aber Catherine hat den besten Blick.«

»Das ist genau der Punkt, Knirps«, erwiderte Boris.

»Aber ich bin höhergestellt als Catherine, und ich will da sitzen, wo sie sitzt.«

»Tja, ich habe aber Catherine diesen Platz zugewiesen. Also setzt du dich gefälligst da hin und hörst jetzt auf zu jammern.«

Harold zögerte noch einen Moment. Er machte den Mund auf, um sich weiter zu beklagen, doch in dem Moment fiel sein Blick auf Catherines Gesicht. Sie lächelte und machte eine elegante Bewegung vor ihrem Mund, als ob sie ihn zunähen würde. Harold schaute Boris an und musste gewaltsam die Lippen zusammenpressen, aber er sagte nichts mehr.

Catherine blickte über den Platz. Ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Schafotts, befand sich eine zweite Plattform, auf der einige Edelmänner standen. Sie erkannte Ambroses langes, blondes Haar und wandte aus Angst, rot zu werden, schnell den Blick ab. Warum

sorgte allein schon sein Anblick dafür, dass ihr die Hitze in die Wangen schoss? Und ausgerechnet heute! Sie musste an etwas anderes denken. Manchmal schien ihr ganzes Leben nur daraus zu bestehen, an etwas anderes zu denken.

Auf dem Platz vor dem Schafott drängte sich das Volk. Catherine zwang sich, die Menge genauer ins Visier zu nehmen. Sie sah Arbeiter in grobem Tuch, etwas besser gekleidete Händler, Gruppen von jungen Männern, einige Knaben, ein paar Frauen. Die meisten trugen graue oder braune Kleidung, abgewetzt und fadenscheinig, kaum besser als Lumpen. Die Haare fielen offen über Schultern oder waren schlicht nach hinten gebunden. Die Leute in ihrer Nähe unterhielten sich über das Wetter. Es war sehr warm, der bislang heißeste Tag des Jahres. Die Sonne schien von einem strahlend hellblauen Himmel. Dies war ein Tag, den man eigentlich genießen sollte, und doch waren Hunderte gekommen, um jemanden sterben zu sehen.

»Was, glaubst du, veranlasst diese Menschen dazu, sich das hier anzusehen, Bruder?«, fragte Catherine und setzte ein scheinbar ehrlich interessiertes Gesicht auf.

»Das weißt du nicht?«

»Belehre mich, du hast in diesen Dingen so viel mehr Erfahrung.«

Boris entgegnete in einer schulmeisterlich ernsten Stimme: »Nun, Schwester, die Menge wird von einer heiligen Dreifaltigkeit angetrieben: Langeweile, Neugier, Blutdurst. Und Blutdurst ist von allen dreien das stärkste Gefühl.«

»Und glaubst du, dass dieser Blutdurst noch größer wird, wenn es ein adeliger Kopf ist, der von seinem Hals getrennt werden soll?«

»Sie wollen nur Blut sehen«, sagte Boris. »Egal, wem es gehört.«

»Und doch scheinen diese Leute mehr am Wetter interessiert zu sein als an den Einzelheiten, wie man einen Menschen in Stücke haut.«

»Sie wollen nicht darüber reden. Sie wollen es sehen. Nicht mehr

lange, und sie werden sich nicht mehr über das Wetter unterhalten. Du wirst gleich sehen, was ich meine. Der Mob will Blut, und heute bekommt er es. Und du erhältst eine Lektion darin, was jemandem widerfährt, der den König verrät. Eine Lektion, die du nicht aus Büchern lernen kannst.«

Catherine wandte sich von der Verachtung in Boris' Stimme ab. Bücher waren ihre Lehrmeister, die ihr alles über das Leben beibrachten. Obwohl es nicht ihre Schuld war, dass man ihr nicht gestattete, Menschen zu treffen, zu reisen und von der *Welt* über die Welt zu lernen. Aber Catherine mochte Bücher, und in den vergangenen Tagen hatte sie die Bibliothek nach allem durchforstet, was sie über Hinrichtungen finden konnte: Sie hatte Gesetzestexte studiert, Hinrichtungsmethoden, die Geschichte und die unterschiedlichsten Fallbeispiele. Die Illustrationen – zumeist Darstellungen, bei denen die Henker die abgeschlagenen Köpfe in die Höhe hielten – waren schlimm genug, aber *freiwillig* Zeuge zu sein, *freiwillig* an so etwas teilzunehmen, ein Teil der Menge zu sein, die nach Blut lechzte, war etwas, das Catherine einfach nicht begreifen konnte.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum Catherine überhaupt dabei sein muss«, meckerte Harold.

»Habe ich dir nicht gesagt, du sollst still sein?« Boris drehte sich beim Sprechen nicht einmal zu Harold um.

»Aber Damen schauen normalerweise bei einer Hinrichtung nicht zu.«

Boris konnte nicht widerstehen. »Nein, normalerweise nicht«, sagte er, »aber Catherine muss eine Lektion in Sachen Loyalität lernen. Sie muss verstehen, welche Konsequenzen es nach sich zieht, wenn sie sich den Plänen, die wir für sie haben, widersetzt.« Er drehte sich zu Catherine um und ergänzte: »Wenn sie diesen Plänen nicht in jeder Beziehung und bis ins kleinste Detail Folge leistet.«

Harold runzelte die Stirn. »Was für Pläne?«

Boris ignorierte ihn.

Harold verdrehte die Augen und beugte sich zu Catherine. »Geht es um deine Vermählung?«

Catherine lächelte schmallippig. »Dies ist eine Hinrichtung; warum das deiner Meinung nach irgendetwas mit meiner Vermählung zu tun haben soll, kann ich beim besten Willen nicht verstehen.« Boris funkelte sie böse an, und sie setzte hinzu: »Was ich damit sagen will: Es ist eine Ehre für mich, Prinz Tzsayn von Pitoria zu heiraten, und ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, damit die Hochzeit ganz nach Plan verläuft, egal, ob ich mitansehen muss, wie jemandem der Kopf abgeschlagen wird oder nicht.«

Harold schwieg einige Sekunden und fragte dann: »Aber warum sollte nicht alles nach Plan verlaufen?«

»Das wird es«, sagte Boris. »Vater wird nicht zulassen, dass irgendetwas dazwischenkommt.«

Das stimmte, und dazu war Catherines absoluter Gehorsam nötig, und zwar bis ins kleinste Detail. Und genau darum war sie hier. Catherine hatte in der Woche zuvor den Fehler begangen, ihre Zofe Diana um die Möglichkeit zu beneiden, aus Liebe zu heiraten. Diana hatte Catherine gefragt, wen sie zum Mann nehmen würde, wenn sie die Wahl hätte, und Catherine hatte gescherzt: »Jemanden, mit dem ich wenigstens ein Mal gesprochen habe.« Und dann: »Jemanden, der intelligent ist, rücksichtsvoll und mitfühlend.« Und während sie das sagte, hatte sie an ihr letztes Gespräch mit Ambrose gedacht, als er sie auf einem Ausritt begleitet hatte. Er hatte einen Scherz über die Qualität des Essens in den Baracken gemacht und war dann ernst geworden, als er die Armut in den Hinterhöfen von Brigane beschrieb. Diana hatte wohl ihre Gedanken gelesen, denn sie sagte: »Ihr habt Euch heute Morgen lange mit Sir Ambrose unterhalten.«

Am Tag nach diesem Gespräch mit Diana war Catherine zu Boris zitiert worden, und da hatte sie erkannt, dass ihre Zofe weniger ihre Zofe als vielmehr Noyes' Spionin war. Catherine musste eine Befra-

gung und Belehrung von Boris ertragen, aber es war Noyes, der ihren Antworten die größte Aufmerksamkeit schenkte, obwohl er scheinbar desinteressiert an der Wand lehnte und von Zeit zu Zeit gähnte. Noyes war nicht einmal ein Lord, kaum ein Gentleman, aber die Art, wie sich seine Lippen zu diesem Halblächeln kräuselten, jagte eine Gänsehaut über Catherines Körper. Sie fürchtete ihn um ein Vielfaches mehr als ihren Bruder. Noyes war der verlängerte Arm ihres Vaters, sein Spion, seine Augen und Ohren. Das war Boris zwar auch, aber Boris war sehr viel leichter zu durchschauen.

Bei der Befragung hatte Boris die üblichen Phrasen über uneingeschränkte Loyalität und absoluten Gehorsam wiederholt, und Catherine war zufrieden mit sich gewesen, wie gelassen sie geblieben war.

»Ich bin lediglich nervös, wie es einer zukünftigen Braut vor ihrer Vermählung zusteht. Ich kenne Prinz Tzsayn nicht. Genauso, wie ich mich bemühe, unserem Vater die beste Tochter zu sein, hoffe ich, Tzsayn eine gute Frau zu sein, und um das zu gewährleisten, sehe ich unseren Gesprächen voller Vorfreude entgegen. Ich möchte ihn kennenlernen, möchte erfahren, welche Interessen er hat.«

»Seine Interessen haben dich nicht zu interessieren. Du musst lediglich dafür Sorge tragen, dass du keine Ansichten äuserst, die denen des Königs entgegentreten.«

»Ich habe noch nie etwas geäußert, das nicht im Einklang mit Vaters Meinung war.«

»Du hast deiner Zofe gegenüber den Anschein vermittelt, dass du dir einen anderen Mann erwählt hättest und es nicht dein Wunsch ist, Prinz Tzsayn zu heiraten.«

»Nein, ich habe lediglich ausgedrückt, dass Dianas Vermählung auf eine andere Art und Weise als meiner Erfolg beschieden sein könnte.«

»Den Plänen des Königs zu widersprechen, ist inakzeptabel.«

»Ich widerspreche nicht den Plänen des Königs, sondern dir.«

»Ich frage mich oft«, mischte Noyes sich ein, »in welchem Augenblick ein Verräter geboren wird. Wo genau ist die Grenze zwischen Loyalität und Verrat? Wann wird sie überschritten?«

Catherine straffte die Schultern. »Ich habe keine Grenze überschritten.«

Und das stimmte. Sie hatte nichts getan, außer an Ambrose zu denken.

»Meiner Erfahrung nach – und Ihr dürft mir glauben, Prinzessin Catherine, dass meine Erfahrungen auf diesem Gebiet beträchtlich sind ...«, murmelte Noyes, »meiner Erfahrung nach ist derjenige, der Verrat im Herzen und im Geiste begeht, nicht weit von der eigentlichen Tat entfernt.«

Und so, wie er sie ansah, konnte man glauben, dass er tatsächlich in Catherines Gedanken lesen konnte. Sie starrte zurück und sagte: »Ich bin keine Verräterin. Ich werde Prinz Tzsayn heiraten.« Catherine wusste, dass dies eine Tatsache war. Sie würde schon bald mit einem Mann verheiratet sein, den sie noch nie getroffen hatte, aber sie konnte nichts dafür, dass ihre Gedanken und ihr Herz woanders hingehörten. Sie konnte nichts dafür, dass sie ständig an Ambrose denken musste, dass sie die Gespräche mit ihm genoss, dass sie ihm nahe sein wollte, und ja, dass sie einmal seinen Arm berührt hatte. Hätte er sie berührt, wäre er hingerichtet worden, aber sie sah nicht ein, warum sie nicht ihn berühren sollte. Lag in diesen Gedanken und in der einen Berührung tatsächlich schon Verrat?

»Es ist gut, Klarheit darüber zu haben, wo die Grenze ist, Prinzessin Catherine«, sagte Noyes leise.

»Es ist mir klar, danke, Noyes.«

»Und auch, welche Konsequenzen zu erwarten sind.« Er wedelte lässig, fast wegwerfend, mit der Hand. »Und zu diesem Zweck hat man Euch befohlen, der Hinrichtung des Norwend-Abschaums beizuwohnen und mit eigenen Augen zu sehen, was mit jenen geschieht, die den König betrügen.«

»Eine Strafe, eine Warnung und eine Lektion, ein hübsch geschnürtes Paket.« Catherine ahmte die Handbewegung nach.

Noyes' Gesicht verriet nichts, als er erwiderte: »Es ist der Befehl des Königs, Euer Hoheit.«

Unglücklicherweise hatte Diana am Tag nach Catherines Befragung einen schlimmen Unfall erlitten. Sie fiel eine Steintreppe hinunter und war nicht in der Lage, ihren Dienst als Catherines Zofe fortzusetzen, da sie sich den Arm gebrochen hatte. Catherines andere Zofen, Sarah und Tanya, waren bei Diana gewesen, hatten aber das Unglück nicht verhindern können. »Noyes sagt doch immer, dass Verräter bestraft werden sollen«, hatte Tanya gesagt. »Wir sind ganz seiner Meinung, Euer Hoheit.«

Catherine wurde von Rufen aus der Zuschauermenge wieder in die Gegenwart geholt. »Bradwell! Bradwell!«

Zwei Männer waren die Stufen des Schafotts nach oben gestiegen, beide in Schwarz gekleidet. Der ältere Mann wandte sich den Zuschauern zu und hob grüßend die Hand. Sein junger und pausbäckiger Gehilfe trug die Instrumente seines Handwerks: ein Schwert und eine einfache schwarze Haube.

»Das ist Bradwell«, sagte Harold überflüssigerweise und beugte sich zu Boris und Catherine. »Er hat schon über hundert Hinrichtungen ausgeführt. Hunderteinundvierzig, wenn ich mich recht entsinne. Und er benötigt immer nur einen einzigen Hieb.«

»Hunderteinundvierzig«, wiederholte Catherine. Sie fragte sich, bei wie vielen Harold dabei gewesen war.

Bradwell ging quer über die Plattform des Schafotts und ließ seinen Schwertarm kreisen, als ob er seine Schultermuskeln aufwärmen wollte. Dabei neigte er den Kopf von einer Seite zur anderen. Harold verdrehte die Augen. »Fliegenschiss, er sieht lächerlich aus. Man hätte Gateacre holen sollen.«

»Ich glaube, der Marquis von Norwend hat Bradwell angefordert, und der König tat ihm den Gefallen«, sagte Boris. »Norwend will die

Sache sauber erledigt haben; er scheint zu glauben, dass Bradwell dafür am besten geeignet ist. Aber eine Garantie dafür gibt es nie.«

»Gateacre hat ebenfalls einen sauberen Hieb«, argumentierte Harold.

»Ich stimme dir zu. Er wäre auch meine Wahl gewesen. Bradwell sieht aus, als sei er seiner Aufgabe allmählich nicht mehr gewachsen. Aber es könnte der Sache zusätzliche Würze verleihen, wenn er es vermasselt.«

Bei der Erwähnung des Marquis von Norwend war Catherines Blick über das Schafott hinweg zu der Plattform auf der anderen Seite gewandert. Sie hatte nicht gewagt, die Personen dort selbst zur Sprache zu bringen, aber da Boris von sich aus den Namen genannt hatte, konnte sie gefahrlos nachfragen: »Ist das dort drüben der Marquis von Norwend? Der in der grünen Jacke?«

»Das ist er. Und neben ihm der ganze Norwend-Clan«, antwortete Boris. Obwohl es nur die männlichen Mitglieder der Familie waren, wie Catherine bemerkte. »Die Verwandten von verurteilten Verrätern müssen immer deren Hinrichtung bezeugen; mehr noch: Sie müssen den Tod der Verräter verlangen oder sie verlieren all ihre Titel und Ländereien.«

Catherine kannte das Gesetz. »Und was ist mit ihrer Ehre?«

Boris schnaubte. »Daran klammern sie sich zwar, aber wenn sie nicht einmal ein Mitglied der eigenen Familie kontrollieren können, dann wird es ihnen schwerfallen, ihre Stellung bei Hofe zu bewahren.«

»Und Ehre und Stellung bei Hofe sind ein und dasselbe«, bemerkte Catherine.

Boris schaute seine Schwester an. »Wie ich schon sagte, sie versuchen, sich daran zu klammern.« Er wandte sich wieder der gegenüberliegenden Plattform zu und ergänzte: »Wie ich sehe, ist dein Leibgardist unter ihnen, obwohl glücklicherweise nicht in seiner Uniform.«

Darauf wagte Catherine nichts zu sagen. Hatte Ambrose die Uniform der Leibgarde aus Respekt dem König gegenüber nicht angelegt oder um dem Herrscherhaus seine Verachtung zu zeigen? Sie wusste, dass er eigene Ansichten über Ehre hatte. Er redete davon, das Richtige zu tun, Brigant zu verteidigen und dem Land wieder zu seiner alten Größe zu verhelfen, aber nicht aus Eigennutz, sondern um all jene im Reich zu unterstützen, die in Armut lebten.

Sie hatte Ambrose schon gesehen, als sie Platz nahm, und sich gezwungen, die Augen abzuwenden, aber jetzt, da Boris seinen Namen genannt hatte, durfte sie sich einen etwas längeren Blick gestatten. Sein Haar, weißgolden im Sonnenlicht, hing offen und in weichen Wellen um sein Gesicht und auf seine Schultern. Er trug eine schwarze Jacke mit Lederriemen und silbernen Schnallen, eine schwarze Hose und Stiefel. Sein Gesicht war ernst und blass. Er starrte den Henker an und hatte seit Catherines Ankunft nicht ein einziges Mal zu ihr hingeschaut.

Catherine ließ ihre Augen gerade so lange auf Ambrose ruhen wie auf jedem x-beliebigen Mann, dann wandte sie sich ab, doch noch immer war sein Bild in ihrem Kopf: seine Haare, seine Schultern, seine Lippen ...

Ein Schwarm Höflinge tauchte hinter dem Schafott auf. An der Art, wie sie zurückwichen und sich verbeugten, erkannte Catherine, dass ihr Vater eingetroffen war. Catherines Herz setzte einen Schlag aus. Sie lebte ein abgeschiedenes Leben im Flügel der Königin, zusammen mit ihrer Mutter und ihren Zofen, und es konnten Wochen oder Monate vergehen, ohne dass sie ihren Vater sah. Für seine einzige Tochter war die Gegenwart des Königs immer noch ein Ereignis.

Der König erschien mit raschen Schritten. Die rot-schwarze Jacke betonte seine breiten Schultern und der hohe Hut ließ ihn noch größer erscheinen als er war. Catherine erhob sich schnell und neigte demütig den Kopf, während sie in einem tiefen Knicks versank. Sie

befand sich auf einer Plattform oberhalb des Königs, aber ihr Kopf sollte seinen nicht überragen. So groß ihr Vater auch war, sie musste sich trotzdem anstrengen. Catherine spannte die Muskeln in ihrem Bauch und ihren Oberschenkeln an, während sie sich niederkauerte. Ihr Korsett drückte in ihre Taille. Sie konzentrierte sich auf das Unbehagen, von dem sie wusste, dass es vorbeigehen würde. Aus dem Augenwinkel konnte sie den König sehen. Er erklimmte die königliche Plattform, trat an den Rand und ließ sich von den Zuschauern bejubeln. Ein rhythmischer Ruf erklang aus der Menge: »Aloysius! Aloysius!«

Boris erhob sich aus seiner Verbeugung, während Catherine bis zwei zählte und erst dann den Kopf hob. Der König sah reglos über seine Untertanen und würdigte Catherine keines Blickes. Dann setzte er sich auf den Stuhl neben Harold. Wie aus dem Nichts waren nur Augenblicke zuvor rote Kissen aufgetaucht, auf die er nun seinen königlichen Rumpf platzierte. Catherine stand auf und spürte erleichtert, wie der Druck in ihrem Magen verschwand. Harold hatte sich ebenfalls aufgerichtet und stand steif einen Moment lang da, ehe er sich setzte, obwohl Catherine wusste, wie sehr er sich freute, dass er neben dem König Platz nehmen durfte. Sie wartete, bis Boris wieder auf seinem Stuhl saß, dann strich sie ihren Rock glatt und setzte sich ebenfalls wieder hin.

Jetzt ging alles ganz schnell. Der König war nicht gerade für seine Geduld bekannt. Weitere Männer betraten das Schafott, vier Männer in Schwarz und vier in den Uniformen der Königsgarde. Dazwischen, kaum zu sehen – geschrumpft, klein und schmal –, die Gefangene.

Die Menge johlte und schrie: »Verräterin!« Dann: »Hure!« und »Miststück!« und noch viel Schlimmeres.

Es waren Worte, die Catherine kannte, die ihr gelegentlich in dem einen oder anderen Buch begegneten, doch noch nie hatte sie gehört, wie sie laut ausgesprochen wurden, auch nicht von Boris. Jetzt

aber flogen sie aus allen Richtungen durch die Luft. Sie waren mächtiger, als sie es je bei Worten für möglich gehalten hätte, und sie waren weder schön noch poetisch oder klug, sondern niederträchtig und gemein, wie ein Schlag ins Gesicht.

Catherine erhaschte einen Blick auf Ambrose, der still und steif dastand, mit verzerrtem Gesicht, während der grölende Mob seine Schwester beleidigte. Catherine schloss die Augen.

Boris zischte ihr ins Ohr: »Du siehst nicht hin, Prinzessin. Du bist hier, um zu sehen, was mit Verrätern geschieht. Das ist zu deinem eigenen Besten. Wenn du also nicht sofort deinen Blick zum Schafott wendest, reiße ich dir höchstpersönlich die Augen auf.«

Catherine zweifelte nicht, dass Boris es ernst meinte. Sie schlug die Augen auf und sah wieder zum Schafott.

Lady Anne Norwend trug ein Kleid aus blauer Seide und silberner Spitze. Ihre Juwelen funkelten in der Sonne und ihre blonden, hochgesteckten Haare schimmerten golden. Normalerweise war Lady Anne eine Schönheit, doch der heutige Tag war fern jeder Normalität. Heute war sie abgemagert und dünn, die Haut totenbleich, und zwei Wachen mussten sie stützen. Aber das Auffälligste an ihr war ihr Mund: mit dickem, schwarzem Zwirn waren ihre Lippen zusammengenäht worden, die senkrechten Stiche waren braun von getrocknetem Blut, das auch ihr Kinn und ihren Hals befleckte. Ihre Zunge war herausgeschnitten worden. Catherine wollte zu Ambrose schauen, aber sie wagte nicht, sich zur Seite zu wenden; sie ertrug es nicht, ihn zu sehen. Wie unerträglich musste dieser Anblick für ihn sein?

Catherine starrte vage dorthin, wo Lady Anne stand. Es gelang ihr, indem sie sich auf einen der Soldaten konzentrierte, der sie festhielt, darauf, wie fett seine Finger waren und wie eisern er sie umklammert hatte.

Der Herold des Königs trat vor und richtete das Wort an die Menge. Er forderte Stille, und als sich der Lärm gelegt hatte, las er

eine Schriftrolle vor, auf der Lady Annes Verbrechen aufgelistet waren. »Hat einen verheirateten Mann verführt«, was sich auf ihre Beziehung zu Sir Oswald Pence bezog. »Erschien nicht wie befohlen vor dem König«, was die Flucht mit Sir Oswald beschrieb, als Noyes und seine Schergen sich ihnen in den Weg stellten. »Mord an den Männern des Königs« war die Folge dieser Konfrontation, und so schwer es auch zu glauben war, wenn man Lady Anne heute betrachtete, so hatte sie doch selbst einen der Soldaten im Kampf erstochen, der insgesamt drei Menschen das Leben gekostet hatte, einschließlich Sir Oswald. Dieser Mord war der Hauptgrund für ihre Hinrichtung, ein Mord an einem königlichen Leibgardisten war genau so, als hätte man es auf das Leben des Königs selbst abgesehen. Es war Hochverrat, und so endete denn auch die Rede des Herolds mit den Worten: »Verrat an Brigant und an unserem glorreichen König.«

Die Menge raste.

»Die Verräterin, Mörderin und Hure verliert all ihre Besitztümer, die dem König zufallen.«

Einer der schwarz gekleideten Männer näherte sich Lady Anne und fing an, ihr die Juwelen abzunehmen. Jedes Mal, wenn er ein Schmuckstück entfernte – eine Brosche, einen Ring, einen Armreif –, erhoben sich Jubelrufe und Schreie aus der Menge. Die Kostbarkeiten wurden in einen Korb gelegt, der von einem anderen Mann gehalten wurde. Als dies erledigt war, nahm der Mann ein Messer und schnitt das Rückenteil ihres Kleides auf, und neuerlicher Jubel brandete auf, als ihr das Kleidungsstück von den Schultern gerissen wurde. Der Ruck holte Lady Anne fast von den Füßen, doch der Soldat zog sie wieder nach oben und hielt sie fest. Der Mob heulte wie ein Rudel Hunde und fiel in einen Sprechchor: »Ausziehen! Ausziehen! Ausziehen!«

Lady Anne stand in ihrem Unterkleid da und hielt den dünnen Stoff vor ihrer Brust zusammen. Ihre Hände zitterten, und Catherine

erkannte, dass ihre Finger verdreht und gebrochen waren. Anfangs begriff Catherine nicht, was der Grund dafür war, doch dann wurde ihr klar, dass dies Teil des Rituals war, das zur Hinrichtung eines Verräters gehörte. Jene, die des Verrats für schuldig befunden wurden, durften nicht mit den loyalen Untertanen des Königs kommunizieren, und so schnitt man ihnen die Zunge heraus und nähte ihre Lippen zusammen. Doch da alle Damen des Hofes in Brigant sich mit Handzeichen verständigten, wenn es ihnen nicht erlaubt war, ihre Stimme zu erheben, hatte man Lady Anne auch die Hände gebrochen.

Einer der Männer hatte Lady Anne das Haar herabgelassen, das ihr lang, seidig und hellblond über den Rücken fiel. Er packte eine Handvoll Strähnen und schnitt sie an ihrem Nackenansatz ab. Er hob die Haarsträhnen in die Höhe und legte auch sie in den Korb. Am Ende war sie fast nackt und zitterte trotz der warmen Sommer Sonne. Das dünne Unterhemd war durchsichtig und klebte an ihren Beinen, wo sie sich eingenässt hatte. Es schien, dass der König nicht nur Lady Annes weltliche Besitztümer für sich beanspruchte, sondern auch ihre Würde.

Der Herold wandte sich von Lady Anne ab und richtete das Wort an die Männer auf der gegenüberliegenden Plattform: »Was sagt ihr zu dieser Verräterin?«

Lady Annes Vater, der Marquis, ein groß gewachsener, grauhaariger Mann, trat vor. Er straffte die Schultern und räusperte sich.

»Ihr habt Euer Land verraten und unseren glorreichen König. Ihr habt meine Familie und mich selbst betrogen, ebenso wie alle loyalen Untertanen, die Euch aufgezogen und vertraut haben. Ihr habt mein Vertrauen verraten und den Namen meiner Familie befleckt. Es wäre besser gewesen, wenn Ihr niemals geboren worden wärt. Ich sage mich von Euch los und verlange Eure Hinrichtung als Verräterin.«

Catherine schaute zu Lady Anne, wie sie reagieren würde. Sie

starrte ihren Vater an und schien sich dabei aufzurichten. Danach traten noch fünf weitere männliche Verwandte vor – ihre beiden Onkel, zwei Cousins und ihr älterer Bruder Tarquin, der Ambrose ähnlich sah und das gleiche blonde Haar hatte –, die dieselben Anschuldigungen aussprachen und ebenfalls ihren Tod verlangten. Nach jeder Ansprache jubelte die Menge und schwieg dann wieder, wenn der Nächste an der Reihe war. Und jedes Mal schien Lady Anne an Stärke und Größe zu gewinnen. Das überraschte Catherine anfangs, doch sie merkte, dass auch sie den Rücken straffte. Je mehr Lady Anne erniedrigt wurde, desto mehr wollte sie demonstrieren, wie aufrecht und stark sie war.

Der Letzte, der vortreten musste, war Ambrose. Er machte den Mund auf, aber keine Worte drangen heraus. Sein Bruder beugte sich zu ihm und sagte ihm etwas ins Ohr. Catherine las von Tarquins Lippen ab: »Bitte, Ambrose, du musst es tun.«

Ambrose holte tief Atem und sagte dann mit einer Stimme, die klar und deutlich war, ohne sie zu erheben: »Du hast Brigant und den König verraten. Ich verlange deine Hinrichtung.« Sein Bruder legte ihm die Hand auf die Schulter. Ambrose starrte weiterhin Lady Anne an, während ihm die Tränen über die Wangen rollten. Diesmal jubelte die Menge nicht.

Boris sagte: »Ich glaube fast, er weint. Er ist so schwach wie ein Weib.«

Lady Anne dagegen weinte nicht. Stattdessen machte sie eine Bewegung: Sie legte ihre Hand auf ihr Herz, das einfache Zeichen ihrer Liebe für Ambrose. Dann drehte sie sich um, und ihre Augen fingen Catherines Blick ein. Lady Anne hob ihre rechte Hand, als wollte sie sich eine Träne abwischen, während ihre linke Hand zu ihrer Brust wanderte. Die Bewegung war so fließend, so natürlich, dass sie kaum wahrnehmbar war. Aber Catherine war seit frühester Kindheit in der Zeichensprache unterwiesen worden, und dies war eine der ersten Gebärden, die sie gelernt hatte. Sie bedeutete: »Schau

mich an.« Dann machte Lady Anne mit der rechten Hand das Zeichen für Kuss, während ihre linke nach unten wanderte und sich scheinbar zur Faust ballen wollte. Catherine runzelte die Stirn. Eine Faust, vor den Unterleib gehalten, war das Zeichen für Wut und Hass, eine Drohung. Dies in Verbindung mit einem Kuss war seltsam. Dann ein weiteres Zeichen: »Junge.« Lady Anne drehte sich zum König um und vollführte eine weitere Gebärde, doch der Mann, der ihren Arm hielt, verspernte die Sicht.

Catherine kannte Lady Anne nicht; sie hatte nie mit ihr gesprochen, hatte sie nur ein einziges Mal bei Hofe gesehen. Catherines Leben in der Abgeschlossenheit ihrer Gemächer verhinderte nicht nur ihre Begegnung mit Männern, sondern auch mit den meisten Frauen. Hatte sie sich die Gebärden nur eingebildet?

Lady Anne wurde ein paar Schritte nach vorne gezogen und dann auf einem leicht erhöhten hölzernen Podest niedergedrückt. Sie senkte den Blick und schaute dann noch einmal zu Catherine, und diesmal gab es keinen Zweifel: Sie versuchte, ihr etwas zu sagen, im Augenblick ihres Todes. Aber was?

Bradwell, der Henker, hatte sich die Haube übergezogen, doch sein Mund war noch sichtbar, und er sagte: »Schaut geradeaus, andernfalls kann ich nicht für einen sauberen Schnitt garantieren.«

Lady Anne drehte das Gesicht zu den Zuschauern.

Bradwell hob das Schwert hoch über seinen Kopf, und das Sonnenlicht, das sich auf der Klinge spiegelte, blendete Catherine. Die Menge wurde totenstill. Bradwell machte einen Schritt nach vorn und dann einen zur Seite, vielleicht um den Winkel seines Schlags zu überprüfen. Dann trat er hinter Lady Anne, ließ das Schwert einmal über seinem Kopf in der Luft kreisen, beugte sich leicht nach vorn, schwang noch einmal das Schwert und ließ es in einer fließenden Bewegung zur Seite sausen, so schnell, dass es einen Augenblick lang aussah, als wäre nichts passiert.

Lady Annes Kopf fiel mit einem dumpfen Aufprall auf den Holz-

boden und rollte dann zum Rand des Schafotts. Dahinter quoll Blut aus dem Hals des langsam in sich zusammensinkenden Körpers. Die Jubelschreie der Menge schlugen wie eine Faust auf Catherine ein, und unwillkürlich zuckte sie zurück.

Bradwell trat vor, hob den Kopf auf und hielt ihn an den kurzen Haaren in die Höhe. Der rasende Pöbel verlangte brüllend: »Aufspießen!«, und Bradwells Gehilfe holte eine Lanze hervor, woraufhin die Raserei der Menge einen neuen Höhepunkt erreichte.

Über das Schafott und die brüllenden Zuschauer hinweg trafen sich Catherines und Ambroses Augen. Sie hielt seinen Blick fest, wollte ihn trösten, ihm sagen, wie leid es ihr tat. Sie wollte ihn wissen lassen, dass sie nicht wie ihr Vater oder ihr Bruder war, dass sie nicht aus freien Stücken hier war, dass sie trotz ihrer hohen Stellung Mitgefühl hatte.

Boris zischte ihr ins Ohr: »Du schaust nicht hin, Schwester.«

Catherine drehte sich um. Lady Annes Kopf wurde auf die Lanze gespießt, und dort, am Fuß des Schafotts, stand Noyes mit diesem Halblächeln auf den Lippen. Und noch während sie ihn anblickte, drehte er sich leicht zur Seite und schaute zu Ambrose. Da erkannte Catherine, wie dumm sie gewesen war: Dies hier war keine Strafe, keine Warnung und auch keine Lektion.

Es war eine Falle.